

Beilage zum „Oberschlesischen Anzeiger“ und „General=Anzeiger für Schlesien und Posen“

Die Wasserrübe

Humoreske von **Gertrud Anlich** (Nachdr. verb.)

Die Frau des Lagerverwalters Fabian aus der Stadt ist für etliche Wochen auf dem Lande zu Besuch, und es gefällt ihr bei der befreundeten Familie sehr gut. Es gibt allerlei und nahrhaft zu essen, die Dahlien blühen in die Fenster hinein, die Luft ist würzig und fett und der Himmel blau wie ihr Mann am Montag. Dazu gibt es einen Wald, in dem man sich vor Spinnen, Käfern und Wildschweinen graulen kann, und es laufen Kinder herum, denen man gut und herablassend dankt, wenn sie grüßen, was sie öfters tun sollten.

Es ist Herbst, und auf den Feldern werden Kartoffeln und Rüben geerntet. Frau Fabian geht einen Feldrain entlang, mit gewölbter Brust und tänzelnden Füßen. Sie kommt vom Walde, und sie trägt stolz und mit großer Genugtuung einige Pilze im Einkaufsnetz, von denen kaum einer genießbar sein wird. Mitten auf dem Rain liegt ein Haufen Rüben, und Frau Fabian bekommt plötzlich einen schamlosen Appetit auf Wasserrüben. Jawohl, auf Wasserrüben.

Was kostet wohl eine Wasserrübe? Eine Stecknadel ist ein Wertobjekt dagegen. Frau Fabian bückt sich also, nimmt eine Rübe vom Haufen, entblättert sie hinter ihrem Rücken und steckt sie ins Netz zu den Pilzen. Eine Wasserrübe am Feldrain ist ein Nichts, gewiß, aber Frau Fabian hat dennoch ein unbehagliches Gefühl.

Unten am Felde arbeitet eine Bäuerin, zwei Kinder umstehen sie. Frau Fabian muß an ihnen vorbei. Sie wird grüßen. Nein, man biedert sich besser nicht überall an. Die Bäuerin ist eine gewöhnliche Frau. Es muß wohl Unterschiede geben.

Da sagt das eine Kind und zeigt auf die Netztasche der Frau Fabian: „Sieh mal, Mutter, da hat sie uns eine Klacke gestohlen. Ich hab's gesehn.“

Die Bäuerin dreht sich langsam herum. Frau Fabian erstarrt. Nur ihr heller Bubikopf flattert, und die Rübe zuckt hilflos im Netz.

„Haben Sie die Klacke da gestohlen?“ fragt die Bäuerin. Es ist nicht wegen der Rübe, aber sie hat nun schon lange einen dicken Haken auf die Städtische, auf Bubiköpfe und Seidenstrümpfe überhaupt.

„Was für eine Klacke denn?“ haucht entseelt Frau Fabian und schämt sich rot.

„Was für eine Klacke? Da steckt sie doch . . Feine Leute sind das in der Stadt, das muß man schon sagen. Kommen aufs Land und stehlen armen Menschen ihre Rüben . Nichts zu beißen, aber feine Schuhe und Strümpfe müssen sein.“

Nun hätte Frau Fabian sagen können: Da haben Sie Ihren Quark! oder: Regen Sie sich nicht auf, gute Frau, was kostet also Ihre Klacke? Ich will sie bezahlen . . . Aber vielleicht ist sie nicht geistesgegenwärtig genug dazu! vielleicht bringt sie es nicht fertig, diesen winzigen Diebstahl zuzugeben; vielleicht ist es so, daß sie auf ihre Schuhe und Strümpfe nichts kommen läßt, denn sie sagt: „So so? Also nicht diese dämliche Klacke, sondern meine Lackschuh und Seidenstrümpfe. Das glaube ich schon, daß meine Strümpfe allein einen Zentner von Ihren Klacken wert sind . . Was gehen mich denn Ihre Klacken an? Ist das überhaupt Ihr Feld, wie?“

„Nicht mein Feld? Hat man schon eine solche Unverschämtheit gesehen? Das soll nicht mein Feld sein? . . . Ignaz, hol' mal den Vater! Der werd' ich zeigen, was mein Feld ist. Und ob hier jeder Hergelaufene so drauf los stehlen kann.“

Der Bauer kommt, rot, vierschrötig, gutmütig und von Ignaz halb unterrichtet. „Guten Tag“, sagt er, „was ist also zum Kuckuck mit den Klacken? Soll man nicht in Ruhe essen dürfen?“ Er sieht die Bäuerin, und er sieht Frau Fabian an. Er ist Mann und fällt auf gebrannte Locken und kurze Röcke herein und sagt zur Bäuerin: „Wegen diesem Griebsch da machst Du einen solchen Hallo, Du Drachen? Halten Sie mal die Tasche auf, Frau Fabian! Wieviel Stück soll ich hinein zählen, zehn, zwanzig?“

Die Bäuerin wirft sich, wie eine Glucke gackernd, über den Rübenhaufen. „O, Du Satan!“ schreit sie. „Du Unterrockjäger, Du Weiberknecht! Du hast wohl vergessen, daß ich Dich vom Hof jagen kann? Heute noch fahre ich in die Stadt, und alles wird auf meinen Bruder überschrieben. Wir sind geschiedene Leute. Ich lasse mich von niemandem befehlen, das merke Dir!“

Der Bauer sieht trübe auf seine derben Stiefel, besinnt sich und sagt: „Na ja. Deshalb brauchst Du nicht so zu schreien. Man hört Dich ja meilenweit . . Haben Sie die Rübe denn gestohlen, gute Frau?“

„Anzeigen werde ich sie. So eine Gemeinheit, eine Klacke zu stehlen. Aber ein Wort zu sagen: Schenken Sie mir eine Klacke, Frau —, dazu sind diese Damen zu fein, es könnte ihnen ein Stein aus der Krone fallen. Stehlen ist einfacher. Was will sie überhaupt mit einer Klacke?“

„Ja, Sie hätten ein Wort sagen können, das ist schon wahr . .“

„Und dann sagt sie noch, ob das überhaupt unser Feld ist. Als ob wir es gestohlen hätten!“

„Vater, der Gendarm kommt. Franz hat ihn geholt.“

Der Bauer entschließt sich, angesichts solcher Tatsache nun doch mit seiner Frau einig zu gehen.

Der Gendarm bläht sich vor Wichtigkeit. Es kommt ja in diesem verfluchten Kaff jahrein, jahraus nichts vor, und es ist gut, die Behörde endlich an sich zu erinnern. Er befiehlt somit, platzend vor Würde, die Parteien ins Gemeindehaus und läßt vom Amtsschreiber ein Protokoll aufnehmen: Diebstahl in Tateinheit mit Beleidigung. Objekt: eine Klacke . . .

Die Sache geht ihren Lauf. Durch alle Instanzen. Denn ein Bauernschädel ist das Härteste auf der weiten Welt. Die Beleidigung wurde schließlich fallen gelassen. Was den Diebstahl anlangte, so gab es drei Eventualitäten: Einfacher Diebstahl, Feldfrevel. Mundraub. Mundraub? Die Klacke war nicht gegessen worden. Feldfrevel? Frau Fabian hatte die Klacke nicht vom Felde, sondern vom Rain genommen. Die Gerichte waren ratlos: Eine Klacke? Welchen Wert hat eine Klacke?

„Ja, was kostet denn so eine Klacke?“ fragte der Richter den Kläger. Der sagte trotzig: „Der Zentner zweifufzig.“ — „Und was wiegt diese Klacke wohl?“ Das Streitobjekt, schmutzig, verschrumpelt und angefault, wurde gewogen. Genau 225 Gramm. Einer der Herren bemerkte: „Die Rübe ist inzwischen stark eingetrocknet. Im frischen Zustande wog sie mehr.“ — „Ja, was wog sie denn zum Teufel im frischen Zustande?“ fragte der Richter.

Der Rechtsanwalt des Klägers sagte: „Das Gericht geht von einem falschen Standpunkte aus: Es handelt sich hier nicht um den materiellen Wert einer Rübe, sondern um den ideellen, nämlich um die Unantastbarkeit des Besitzes, um die Heiligkeit der Scholle.“

„Ja, wie hoch beziffern Sie nun diesen ideellen Wert und die Heiligkeit einer Erdrübe?“ gab der Verteidiger der Angeklagten zurück.

Da stand der Gerichtsschreiber auf, der die Rübe genau betrachtet hatte, und sagte entschlossen: „Meine Herren, ich möchte einen Irrtum richtig stellen. Es ist dies keine Erdrübe, eine sogenannte Klacke, sondern ein Gemüse, das man Wasserrübe nennt.“

Auf diese Bombe hin beschloß das Gericht, die Verhandlung zum Zwecke der Ladung eines Sachverständigen zu vertagen.

Die Frau des Lagerverwalters Fabian bekam vor Verzweiflung und Langeweile Zwillinge. Der Bauer lieferte den Ertrag von zwanzig Klackenfeldern an seinen Rechtsanwalt ab. Und wenn die Rübe inzwischen nicht vollends verfault ist, prozessieren sie noch heute.

Heimat zwischen den Fronten

Eine Weihnachtserzählung von **Hans Bär**.

Seit Jahren nun braust der Bürgerkrieg über die Vereinigten Staaten von Amerika. Die Südstaaten, die Herren von Mississippi und Alabama, Georgia und Süd-Carolina ergriffen die Waffen gegen die Bundesregierung in Washington, sagten sich los

von dem unerschütterlichen Präsidenten, von Abraham Lincoln, der ihnen ein verbrieftes Recht entziehen will, das sie sich aus Urväterzeiten in dieses Jahrhundert gerettet haben. Sie schlagen sich für ihr trauriges Recht, Sklaven zu halten, schwarze Leibeigene auf Farmen und Feldern auszubeuten. Die Sklaverei, die ihre Väter reich machte, soll ihnen jetzt, im Jahre 1862, verboten werden, weil amerikanische Humanitätsduselei und europäische Philosophenschwächlinge behaupten, diese Unterdrückung sei unmenschlich und der neuen Zeit unwürdig? Nein, lieber kämpfen die Herren für ihr trauriges Recht.

Und sie kämpfen zunächst mit Erfolg. Sie haben ihren klugen General Lee, der die Brigaden des Nordens, die Truppen der Bundesregierung, in mehreren Schlachten schlägt. Sie dringen dicht an die Bundeshauptstadt heran, oft sind sie dem Endsieg nahe, da flieht das Glück immer wieder in das gegnerische Lager, da versteift sich der Widerstand der dunklen Monturen des Nordens. Sie kennen die Seele dieses Widerstandes. Die Herren des Südens wissen, auf welche Kämpfer der Oberkommandant des Nordens, der General Grant, sich im schlimmsten Gewoge, in den heikelsten Situationen verlassen kann. Die wissen, wer ihre gefährlichsten Gegner sind: Diese Deutschen. Diese ausgewanderten Revolutionäre des Jahres 1848. Diese Offiziere und Soldaten aus Baden, Preußen und Württemberg. Dieses Heer von Auswanderern, das hier nur friedlich siedeln wollte, als ihm der Siegeszug der Dampfmaschine und die Zunahme der Bevölkerung die Heimat zu enge und zu karg werden ließ, nun aber das Gewehr schultert und für den Fortschritt und die neue Scholle kämpft.

Der Süden haßt jenen klugen Karl Schurz und seinen rheinischen Landsmann, den Brigadier Osterhaus, er fürchtet die Schläge jenes ehemaligen badischen Leutnants und Rebellen, des Korpsgenerals Sigel. Er fürchtet nicht minder all die Pfälzer, Schwaben und Rheinländer unter den Mannschaften, die den Gegner in der Schlacht überrennen, im Kleinkrieg überlisten und auf Patrouillen nie zu erwischen sind.

In den letzten Monaten sind Patrouillen und zermürbender Kleinkrieg wieder an die Stelle entscheidender Schlachten getreten, oft verlieren in den weiten Klüften des Alleghany-Gebirges und in unübersehbaren Prärien die feindlichen Korps die engere Fühlung, marschieren parallel oder in ungeahnte Richtungen. Und zwischen ihnen bleibt umstrittenes Land, bleiben Farmen und Häuser. Zwischen ihnen leben Menschen, bisher noch gnädig vom Feuer und von der Vertreibung geschont, einem düster verhängten Schicksal entgegen. Viele Einwanderer sind darunter, auch Deutsche. Viele Neulinge dieses unermeßlichen Landes, die vor wenigen Jahren über das Meer kamen und diesem Boden Saat und Ernte aufzwangen. Sollte ihnen auch die neue Heimat entrissen, der Lohn dieser Arbeit vorenthalten werden? Mitten in ihrer Verzweiflung hoffen sie, daß ein gnädiges Geschick den Kelch des Bittersten an ihnen vorüberziehen läßt. Viele Väter dieser Familien haben sich „für Lincoln und für den Fortschritt“ beim Heere eingeschrieben und kämpfen. Ihre Frauen und Kinder aber harren zwischen den Fronten, zwischen den Feuern, mitten im Bruderkampf eines jungen vielgestaltigen Volkes auf ihrer Scholle aus.

So sind nun Monate einer trügerischen Ruhe vergangen, ein Winter mit langem, lähmendem Regen ist angebrochen, und schon dämmert wieder ein heiliger Abend nieder, ohne daß ein Ende des Krieges und Leides zu erspähen ist. Die deutschen Führer im Lager des Nordens verleugnen nicht, was dieser 24. Dezember ihnen und ihren kämpfenden Brüdern bedeutet, welchen Klang und welches heilige Wundsein das Wort und die Kunde von der Weihnacht in deutschen Seelen wecken. Darum erbitten und erhalten sie auch die Anweisung an die Unterführer, am heiligen Abend und an den festlichen Tagen alle Truppenbewegungen auf das Nötigste zu beschränken, sich, wenn es nicht unvermeidlich ist, in kein Gefecht, kein Geplänkel verwickeln zu lassen.

Aber die Korps dürfen sich natürlich auch heute nicht selbstmörderisch preisgeben, Sicherungsposten und Streifen müssen auch heute rastlos tätig und scharfäugig sein. In Kentucky sind die Bewegungen des Feindes unübersichtlich, zahlreiche kleine Reitertrupps müssen das weite Vorgelände rekognoszieren, das die Truppen des Nordens vom Gegner trennt. Fast menschenleer ist dieses große Land, es trägt nur wenige junge Farmen, die tageweit voneinander entfernt und auf den militärischen Karten zum größten Teile nicht bezeichnet sind. Drei dieser Reiter, die zu einer der vielen Patrouillen bestimmt wurden und nun, von kreischenden Vögeln begleitet, über schüttere Abhänge, zwischen Krüppelkiefern hindurch, an tückischen Mooren vorbei in den heiligen Abend reiten, freuen sich, daß ihre braunen Pferde dem leichtesten Zuge so gut gehorchen, dem Regen so wenig weichen und dem Gelände so sicher trotzen. Denn ihre Gedanken sind heute — der Kommandant mög' es verzeihen — so wenig bei diesem Kriege, so fern von diesem Kontinent. Es sind drei Deutschamerikaner, die hier in den Abend reiten, zwei Siedler aus Pennsylvanien, ein Kaufmann aus Baltimore. Ja, sie sind Bürger des Staates Pennsylvanien, Bürger der Vereinigten Staaten. Doch heute? Nein, heute sind sie die Schwaben, Eberle und Weckesser, die an der Donau, nicht fern von Ulm, zur Welt kamen, heute ist der Kaufmann aus Baltimore nur der kleine Heinrich Römer aus Mannheim, der einst vor den Kerzen des Christbaumes und vor den schimmernden Augen der Mutter mit wenig Verstand, doch großer Inbrunst ein Gedichtchen, ein „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden den Menschen auf Erden“ plapperte.

Heute träumen sie in die ferne Heimat, heute reiten sie stumm nebeneinander in den regenrieselnden Abend. In den Kiefern hören sie ein wehes, weites, unwirklich zartes Singen. Sie sprechen dieselbe Muttersprache, sie können sich soviel erzählen, aber sie schweigen, und darin verstehen sie sich am tiefsten, mit diesem Schweigen sprechen sie sich alles, alles von der Seele. Und als Weckesser, das Rauhbein, dem sonst kein Wort zu kantig ist, sich rasch — dieser lästige, stechende, feine Regen — die Augen wischen muß, da wendet er sich ab in jener schönen Scham, die Männer beschleicht, wenn sie glauben, daß die Kameraden ihre Rührung beobachten. Römer und Eberle haben es bemerkt, daß ihn nicht der Regen belästigt, daß ihn anderes drückt. Da fühlen auch sie jenen Schmerz, der vom Herzen in die Kehle pocht und würgt, sie geben sich diesem Schmerze hin, der quält und dennoch löst.

Und sie träumen und reiten stumm nebeneinander. Und es ist, als ob auch um die spitzen, wachen Ohren ihrer braunen Pferde die Andacht spielte. Die Vögel kreischen nicht mehr, nach sie scheinen eingefangen in den heiligen Hauch der Nacht. Es ist nun ganz dunkel geworden. Und es singt wehe und zart in den Kiefern . . .

Da blitzt halblinks, hinter einem kleinen, zerklüfteten Forst, dessen Anblick ihnen bisher durch einen schmalen Hügelvorsprung verdeckt war, ein Licht auf. Aus Traum und stillem Traben aufgeschreckt, fragen sie sich: Farmer oder Feind! Sie geben den Pferden schnelleren Trab, nähern sich dem Lichte so still und unmerklich, wie es ihnen die Gegend erlaubt. An anderen Tagen hätte sie das jähe Licht nicht sehr überrascht. Aber dieser rasche Wechsel und Sehnsuchtstraum und Wirklichkeit hat sie erregt. Jetzt sind sie bis auf wenige hundert Meter herangeritten, und ihre nachtgewohnten Augen erkennen ein Blockhaus mit weiter Umfriedung, eine kleine Farm. Und jetzt schlagen auch schon Hunde an, aber ein höherer, schwimmender Klang überdeckt das Bellen der Tiere: Musik, Gesang! Sind dort friedliche Menschen zwischen den Fronten? Oder zechen Feinde dort? Es wären zwar unvorsichtige Gegner, die ihren Standort so stark beleuchten, aber nichts ist unmöglich in diesem wirren Kriege.

Schärfer wird das Bellen der Hunde, doch immer noch schwimmt der Klang herüber. Vor dem Hause bleibt es aber ruhig, die Reiter sehen Keinen, der den Zutritt wehren will. Indessen tut man gut daran, sich für alle Fälle zu sichern, den Karabiner schußfertig zu halten. Schon wollen sie von den Pferden springen, schon verabreden sie, daß einer von ihnen bei den Pferden bleiben soll, während die beiden Anderen das Haus besuchen. Da verstärkt sich, als ob eine andere Macht ihnen frühe Auskunft geben möchte, der Wind, der aus der Richtung des Hauses weht, verdeutlicht den Klang, den Gesang, trägt Stimmen von Frauen und Kindern, Laute von Geigen und Mandolinen her. Narrt sie die Sehnsucht dieses Abends? Nein, es ist Wirklichkeit, der Wind weht das Lied herüber, das sich vor vier Jahrzehnten vom Salzburger Land in die Welt verstreute, die Klänge der Stillen, heiligen Nacht. Da vergessen sie den Krieg, Amerika und die Sklavenfrage, da bricht in den Männern von Pennsylvanien die Knabenseligkeit von der Donau und von der Pfalz auf.

Und sie denken nicht mehr an den Feind und Gefecht, als sie sehen, daß der Alarm der Hunde endlich bemerkt wird, daß junge Burschen mit Gewehren aus dem Lichte einer Türöffnung eilen. Eine Viertelstunde später stehen sie im Kreise einer schwäbischen Familie, deren Vater bei den Truppen in Südkarolina steht. Es sind Siedler, die vor wenigen Jahren in diese Siedlung kamen. Sie sind auch dann noch auf ihrer kleinen Farm geblieben, als sich die Nordtruppen zurückzogen und das Land dem südlichen Sieger öffneten. Aber die Sieger sind nicht gekommen, das Haus ist noch von Requisitionen verschont, die Felder sind noch unversehrt. So hoffen die Siedler auch weiter, daß ihnen ein gütiges Geschick ihre neue Heimat erhält.

Heute aber zünden sie auf einem verwachsenen Bäumchen die Kerzen der alten Heimat an und häufen auf schwerem Tisch viel kleines schwäbisches Weihnachtsbackwerk: „Butterbackes, Springerle und Zimtsterne.“ Und sie drücken immer wieder die Hände der Landsleute, die von Freude und Schauen, von Essen und Trinken, zu dem sie gütig genötigt werden, ganz benommen sind. Und sie tun wie alle fernen Deutschen, die mitten zwischen Andersfühlenden einen Menschen ihrer Sprache treffen: Sie schwatzen beglückt von der Heimat. Und bevor die Soldaten früher Abschied nehmen müssen, singen sie auch mit ihnen. Was der Morgen auch an Prüfung bringen möge — heute ist Heimat hier.

Zwischen fremden Feuern lebt deutsches Kinderlied empor.

Zwischen den Fronten steilt sich und wölbt sich der Dom deutscher Weihnacht.

Bunte Chronik

✶ **Deutschlands — das zeitungsreichste Land der Welt.** Der deutsche Zeitungswissenschaftler, Universitätsprofessor Dr. Dovifat aus Berlin, hielt in Prag einen Vortrag über das Thema: „Die jüngste Entwicklung der deutschen Presse.“ Professor Dovifat bezeichnete den starken Individualismus der deutschen Zeitung als ihr erstes und wesentlichstes Merkmal. Immer sei die deutsche Zeitung weltanschaulich oder politisch gebunden gewesen und habe bis kurz vor dem Kriege auch äußerlich ihre große innere Qualität durch eine ruhige, oft als langweilig bezeichnete Aufmachung dargetan. Erst durch das große Erleben des Krieges sei auch das Sensationsmoment in die deutsche Presse eingezogen. Die Folge sei eine weitgehende Zersplitterung; es gebe in Deutschland 3257 Zeitungen, und Deutschland sei damit das zeitungsreichste Land der Welt. Von den 3257 Zeitungen seien vier Fünftel im Familienbesitz, eine Ziffer, die z. B. gegenüber den englischen Verhältnissen als außerordentlich hoch bezeichnet werden müsse.

✶ **Der Kampf gegen die Zigaretten.** Auf Anordnung der Regierung hat das amerikanische Gesundheitsministerium ein besonderes Komitee bilden lassen, das Vorschläge zur Bekämpfung des Zigarettengenusses bringen soll. Es wurde dabei betont, daß mit den heute üblichen Mitteln nichts getan ist und daß man einen Ersatz finden muß, der dem Raucher tatsächlich die Illusion des Rauchens bereitet, ohne seine Gesundheit durch die schädlichen Einflüsse des Nikotins zu gefährden. Das Mittel muß rauchbar und wohlschmeckend sein.

*** Mit der Kugel im Herzen.** In London starb vor wenigen Tagen plötzlich der Generalleutnant Sir Arthur Sloggett, einst Generalstabsarzt der englischen Armee und Leibarzt des Königs. Er befand sich mit seinem Sohne auf einem Spaziergang und unterhielt sich angeregt. Plötzlich stützte sich der Zweiundsiebzigjährige gegen den Jüngeren, und einen Augenblick später starb er in dessen Armen. Der ehemalige Generalstabsarzt war in England als der „Mann mit der Kugel im Herzen" bekannt. Tatsächlich hatte Sloggett während des Weltkrieges einen Brustschuß erhalten, der ihn — wie man zunächst glaubte — sofort tötete. Die Untersuchung ergab, daß die Kugel in der Herzwand stecken geblieben war. Sir Arthur sollte begraben werden, doch noch im letzten Augenblick stellte ein Arzt kaum merkliche Lebenszeichen fest. Die Herztätigkeit verstärkte sich wieder, und der Totgeglaubte konnte gerettet werden. Eine Entfernung der Kugel war aber niemals möglich.

*** Großmutter, Mutter und Tochter gleichzeitig Mütter geworden.** Es gibt in Westböhmen und im oberen Böhmerwald Gegenden, die sehr kinderreich sind. Selbst ältere Frauen erhalten noch Kindersegen. So geschah es in Westböhmen in den jüngsten Tagen, daß Großmutter, Mutter und Tochter fast gleichzeitig kräftige Buben geboren haben. Die Großmutter steht im 47. Lebensjahr, die Mutter im 31., ihre Tochter ist 16 Jahre alt. Die drei Mütter wohnen nicht in einem Ort, sondern unweit voneinander.

ck. **Eine Heirat mit Hindernissen.** Im Frühling 1918, so berichten Budapester Blätter, kam eine hübsche junge Krankenpflegerin Yolan Koweschy in das Lazarett von Angyalföld und bat, man möchte sie an die italienische Front senden. Sie wurde nach Zombor geschickt, wo italienische Gefangene interniert waren, und dort empfing sie in Abwesenheit des Arztes ein italienischer Kriegsgefangener Ricardo Lupinacci, der sich sofort sterblich in sie verliebte. Der junge Mann, Besitzer eines Hauses und einer Fabrik in Salerno, errang die Gegenliebe der schönen Yolan, die sich mit ihm verlobte. Aber das Gesetz verbot damals die Heirat einer Ungarin mit einem Nicht-Ungarn. Die einzige Möglichkeit für die Verheiratung eines Kriegsgefangenen mit einer Ungarin war die, daß der Bräutigam auf dem Totenbette lag und diesen letzten Wunsch äußerte. Lupinacci öffnete sich darauf kurz entschlossen die Pulsadern, wurde aber so schnell verbunden, daß er nicht in die Lage eines Sterbenden kam. Er versuchte daraufhin, sich mit Vitriol zu vergiften, aber auch dieser Plan, die Heirat durchzusetzen, mißlang. Schließlich winkte ihm die Hoffnung, ausgetauscht zu werden, und als dies geschah, heiratete er seine Braut sieben Tage vor dem Waffenstillstand, starb aber dann an einer Lungenentzündung. Nach seinem Tode lud seine Mutter seine Frau nach Salerno ein, um ihr Eigentum in Besitz zu nehmen. Aber Yolan wollte ihre Liebe nicht durch eine so selbstsüchtige Tat entweihen und schlug sich in Arbeit und Not in Budapest durch, bis sie jetzt endlich auf Rat eines Anwalts ihr Erbe angetreten hat.

*** Neun Zähne auf einen Hieb.** Franz Patrat in Wien ist ein notorischer Säufer. Hat er zu viel hinter die Binde gegossen, dann wird er gewalttätig. So hat er eines Tages im Wirtshaus seinem Freunde Petritsch eine so wuchtige Ohrfeige versetzt, daß dem Bedauernswerten neun Zähne aus dem Mund fielen. Patrat stand deshalb vor dem Hietzinger Strafrichter. Angekl. (etwas angeheitert): Stell's Ihna vor, Herr kaiserlicher Rat, der Petritsch, der gemeine Kerl, sagt dem Wirten, er soll mir kan Wein net geb'n. Da bin i ihm aber kumma, dem Petritsch, und hab' ihm a Flasch'n einig'haut (verklärt), die hat sie g'wasch'n. Aber gar so stark war's a net. — Richter (schmunzelnd): Immerhin, neun Zähne, mein Lieber. Da muß schon ein Schwung drinnen gewesen sein. — Angekl.: Kann i dafür, daß er so schwache Zähn' hat . . . — Patrat erhielt eine achtundvierzigstündige Arreststrafe. Angekl.: Herr Richter, könnt' i um an Aufschub bitten. I bin a kränklicher Mensch und möcht' erst nach Weihnachten kumma. — Richter: Aber bis 2. Januar müssen Sie unbedingt die Strafe antreten. — Angeklagter: Da können's Ihna d'rauf verlassen. I zerbrich mir eh schon den Kopf, wo i mein Silvesterrausch ausschlafen soll; z' Haus' gibt ma mein Alte eh ka Ruah. — Sprachs und ging mit vielen Dankesworten zur Tür hinaus.

*** Ein Klempnergehilfe als Frauenarzt.** Die Sicherheitspolizei in Wien hat einen interessanten Kriminalfall aufgeklärt. In der Person eines Klempnergehilfen wurde ein Hochstapler gefährlichster Art verhaftet. Der Mann hatte sich als Frauenarzt ausgegeben und übte in Wien eine regelrechte Krankenbehandlung aus. Bisher konnte festgestellt werden, daß er nicht weniger als sechzig Kranke behandelt hat. Ueberdies betätigte er sich als Heiratsschwindler und hat eine Anzahl heiratslustiger Mädchen um größere Beträge geschädigt. Bei seiner Festnahme wurde ein Briefwechsel beschlagnahmt, den er zugleich mit f ü n f B r ä u t e n führte.

*** 710 Jahre Kerker.** Vor dem Sondergerichtshof in Palermo wurde der Prozeß gegen 242 Mitglieder der Maffia zu Ende geführt. 42 Angeklagte wurden freigesprochen, die übrigen 200 erhielten Kerkerstrafen von 3—8 Jahren. Insgesamt wurden 710 Jahre Kerker verhängt.

*** Todessprung vom Dachgarten.** Ein entsetzlicher Vorfall spielte sich auf dem Hermannsplatz in Neukölln ab. Vom Dachgarten des neuen Warenhauses Karstadt sprang ein Mann auf die Straße hinab. Fünf Meter vom Warenhause entfernt blieb er mit zerschmetterten Gliedern auf dem Fahrdamm liegen. Obwohl der Restaurationsbetrieb auf dem Dachgarten wegen der vorgerückten Jahreszeit eingestellt ist, begeben sich täglich viele Käufer nach oben, um von dort den schönen Ausblick auf Berlin zu genießen. Jetzt waren wiederum einige Besucher auf dem Dachgarten. Sie bemerkten plötzlich, daß ein Mann in mittleren Jahren auf die Brüstung kletterte und dort sitzen blieb. Als man auf ihn zuging, winkte er mit der Hand, sagte Adieu und sprang von der Brüstung ab. Die Feuerwehr eilte herbei, um den Toten zu bergen. Es handelt sich um den 32jährigen Kaufmann Joseph Blauzwirn, der seit einigen Wochen in der psychiatrischen Abteilung der Charitee untergebracht war und seinen Urlaubstag hatte.

*** Sklareks Förster verhaftet.** In Waren wurde in der Jagdvilla der Gebrüder Sklarek ein Einbruchsdiebstahl entdeckt. Am Tage darauf wurde im Laufe des Vormittags der Förster der Gebrüder Sklarek, Ebner, verhaftet unter dem dringenden Verdacht, in der Zeit seit dem Einbruch bis heute Gegenstände aus der Villa entwendet zu haben, die bei Aufnahme des Tatbestandes durch die städtische Polizei noch in der Jagdvilla vorhanden waren. Der Förster Ebner war am 1. November entlassen worden, seit diesem Tage aber mit der Bewachung der Villa beauftragt. Diesen Auftrag führte er aber nicht aus, wohnte vielmehr seit seiner Entlassung in seiner Wohnung in Waren. Weiterhin wird gemeldet, daß weder der Konkursverwalter noch sonst irgendein Beauftragter aus Berlin in Waren erschienen ist, um die Einzelheiten des Einbruchsdiebstahls genau festzulegen. Bei einer Durchsuchung der Wohnung des Försters Ebner sind die in der Sklarek-Villa vermißten Sachen gefunden worden. Der ungetreue Förster hat allerdings nicht sehr wertvolle Gegenstände entwendet, sondern er war praktischer veranlagt und hatte nur solche Sachen gewählt, die er brauchen konnte, so eine Daunendecke, eine seidene Tischdecke und einige Servietten, eine elektrische Tischlampe, ein Barometer u. a. m. Dabei stellte sich heraus, daß er auch schon vor dem Einbruch, als seine Arbeitgeber in Untersuchungshaft saßen, kleine Diebstähle begangen und sich aus der Sklarekschen Konkursmasse geringere Gegenstände genommen hatte, von denen er geglaubt, daß der Konkursverwalter sie nicht vermissen würde.

*** Wenn die Feuerwehr betrunken ist.** Aus Bukarest wird gemeldet: Die Feuerwehrkaserne von Caracal ist nachts in Brand geraten. Trotz der angestrengten Bemühungen der Bevölkerung wurde das Gebäude völlig eingeäschert. Interessant ist, daß die Feuerwehrleute an der Brandstätte überhaupt nicht erschienen waren, weil sie in einem nahe gelegenen Wirtshause zechten und vollkommen betrunken waren. Das ganze Feuerwehrkorps wurde verhaftet. Mehrere Personen erlitten bei den Löscharbeiten schwere Brandwunden.

*** Sich selbst mit Benzin übergossen und angezündet.** Der Postbeamte Leopold P. in Wien hatte eines Tages mit seiner Frau einen heftigen Streit. Er geriet dabei in derartige Erregung, daß er auf der Stelle Selbstmord verüben wollte. Er lief in die Küche, ergriff eine Flasche Benzin und goß den Inhalt auf seine Kleider. Dann zündete er sich an und stand im Nu in hellen Flammen. Frau P. stürzte sich sofort auf den brennenden Mann und versuchte die Flammen zu löschen, wobei sie selbst Brandwunden erlitt. Nachbarn wurden auf den Feuerschein aufmerksam, stürzten in die Wohnung und konnten das bereits bewußtlose Ehepaar retten. Das Feuer hatte bereits auf einen Teil der Kücheneinrichtung übergegriffen. Jetzt hatte sich P. wegen feuergefährlicher Handlungen und wegen Vergehens gegen die Sicherheit des Lebens zu verantworten. Der Verteidiger trat für einen Freispruch ein, da man einen Menschen, der schon so weit gekommen sei, daß er das Leben von sich werfen will, wegen der gewählten Todesart nicht zur Verantwortung ziehen könne. Der Richter fand jedoch P. schuldig und verurteilte ihn zu vierzehn Tagen bedingten Arrest.

*** Totschlag wegen eines Kusses.** Wie streng die Sitten unter den mohammedanischen Bauern Bosniens und der Herzegowina noch heute sind, lehrt ein Prozeß, der dieser Tage vor dem Gericht in Sarajewo verhandelt wurde. Zu verantworten hatten sich die beiden Brüder Hussein und Mehmed Buza und deren Vetter Omer Sabanovic, drei Bauern aus dem türkischen Dörfchen Bistrani bei Vysoko. Sie hatten in einer Nacht den Bauern Avdo Prelic überfallen und so schwer mißhandelt, daß dieser an den Folgen der Mißhandlungen starb. Die Angeklagten entschuldigten sich damit, Prelic habe ihre Schwester und Base Hajrija Buza wider deren Willen geküßt. Er habe ihr gewaltsam den Gesichtsschleier gehoben und das Mädchen, obwohl er weder ihr Verwandter noch ihr Bräutigam sei, geküßt. Für diese „Schändung" ihrer Schwester, erklärten die Brüder Buza, habe Prelic die schwerste Strafe verdient. Da die Gerichte ihn nicht verurteilt hätten, so seien sie gezwungen gewesen, selbst die Bestrafung zu vollziehen. Natürlich wurden die Totschläger zu mehrjährigen Kerkerstrafen verurteilt. Sie sind aber im Innersten noch heute davon überzeugt, recht gehandelt zu haben.

*** Einbrecher von einer mutigen Frau in die Flucht geschlagen.** Mit schwarzer Maske und vorgehaltenem Revolver drang in Berlin kurz vor 19 Uhr ein unbekannter Mann in die Wohnlaube einer Familie Z. an der Köpenicker Allee ein. Der Ehemann war von der Arbeit noch nicht nach Hause gekommen, die Frau war allein anwesend. Der maskierte Räuber forderte dreist 10 Mark. Die Frau ließ sich nicht einschüchtern, sondern griff nach dem ersten besten Gegenstand, um auf den Mann einzuschlagen. Weiteres wartete er gar nicht ab. Er verschwand, noch ehe die Frau von ihrer „Waffe" Gebrauch machen konnte.

*** 13 Jahre Zuchthaus für einen 29jährigen.** Vor dem Großen Schöffengericht in Neumünster stand ein 29jähriger angeblicher Kraftwagenführer, Sohn eines Kölner Hoteliers, ein hochgewachsener, gut aussehender und gewandter Mensch, der sich wegen zweier Fahrraddiebstähle zu verantworten hatte. Erschütternd wirkte die Verlesung seiner Vorstrafen. Es handelt sich um einen typischen Außenseiter. Er hat wegen 28 Eigentumsverbrechen 12 Jahre Zuchthaus zu verbüßen. In Neumünster erkannte man gegen ihn auf ein Jahr einen Monat Zuchthaus, sodaß er jetzt 13 Jahre hinter Zuchthausmauern vor sich hat . . .



Revolution in der Frauenmode

Die Wiederkehr des langen Rockes und das Auftauchen der Schleppe am Abendkleid bringt die Revolution in der Frauenmode zum Ausbruch, auf die schon in den letzten Jahren immer mehr Vorzeichen hindeuteten. Ein erbitterter Kampf der Meinungen ist infolgedessen entbrannt, und besonders sind es die Amerikanerinnen, die sich gegen das „Attentat der Pariser Modediktatoren" auflehnen. Sie fühlen sich in all den Rechten bedroht, die sich die Frau im Zeichen des kurzen Haares und des kurzen Rocks erobert hatte, und es gibt keine größere amerikanische Zeitung, in der nicht der neuen Mode von temperamentvollen Frauenrechtlerinnen „Krieg bis aufs Messer" angekündigt wurde.

Eine bezeichnende Stimme dieser Art ist die der bekannten Dichterin und Modeschriftstellerin Fannie Hurst, die ihren Aufruf mit den Worten überschreibt: „Wir wollen sie nicht tragen!" Sie schildert zunächst, wie im Zusammenhang mit dem Kriege, in dem die Frauen an so vielen Stellen die Posten der Männer einnehmen mußten, auch in ihrer Kleidung ein männlicher Zug sich bemerkbar machte, und sie sieht in dem kurzen Rock, dem kurzen Haar, der Verbannung des Korsetts, der natürlichen Entfaltung des Körpers der Frau, in der schlanken Linie den Sieg jenes Geistes, der die Frau freimachte und selbständig, geeignet zu jeder Arbeit, zum Sport und zur ungehinderten Bewegung im Straßenverkehr. „Und über Nacht soll das alles vorbei sein?" fragt sie entrüstet. „Lange Röcke. Schleppen. Korsetts. Große Hüte. Lange Handschuhe. Langes Haar. Wirft uns das nicht wieder um Jahrzehnte zurück? Dieses lächerliche Schauspiel, dem sich Millionen von Frauen, Fräuleins und Mademoiselles und Signorinas ebensogut wie wir unterwerfen, bedeutet einen Hohn auf alles, was wir erreicht haben und worauf wir so stolz waren." Eine andere Bekämpferin der neuen Mode, Elsie McCormick, sieht als Folgeerscheinung eine vollständige Umformung des Gesellschaftslebens voraus: „Wenn ein Mann mit einer Dame plaudert, die in dem alten Stil gekleidet ist, so muß er ihr den Hof machen, denn diese ganz unnatürliche Toilette atmet die alte Stimmung des „Puppenheims". So wird ein gut Teil der Kameradschaft vernichtet werden und das junge Mädchen wird wieder flüstern: „Sprechen Sie mit Mama". Ein besonderes Anzeichen dafür ist die Wiederkehr des Muffs, der die Frau des ungehinderten Gebrauchs ihrer Arme beraubt. Die langen Röcke richten den Blick auf die Füße, die nur „wie Mäuse" darunter hervorlugen. Die Frau von heute aber hat sich daran gewöhnt, „auf einem großen Fuß" zu leben; sie hat ihre Gehwerkzeuge durch Sport und Wandern gehörig ausgearbeitet, und sie will sich nicht wieder in ihrem Schreiten und ihrem Laufen behindern lassen durch die Stoffmassen, die ihr um die Beine schlagen. Sie kann nicht mehr in den raschen knappen Rhythmus tanzen, der heute modern ist, sie kann auch nicht mehr in jener geziert koketten Form sich bewegen, die notwendig ist, um die Falten des Kleides und die Wogen der Schleppe in anmutiger Form sich entfalten zu lassen."

So behaupten also die Amerikanerinnen nicht mehr und nicht weniger, als daß der Triumph der alten Mode auch wieder die alte „Sklaverei des Weibes" bringen wird. Aber diese erregten Stimmen der Frauenrechtlerinnen, mit denen sich die der Hygieniker verbinden, klingen nicht sehr siegesgewiß. Man fürchtet, daß die Modediktatoren siegen werden und daß es letzten Endes der Mann ist, der sich an der einförmig gewordenen Silhouette der Frau, an den vielen Beinen überdrüssig gesehen hat und der nun etwas anderes verlangt, etwas, das wieder mehr verbirgt und dadurch geheimnisvoller wird. Die Eitelkeit der Frauen wird sich diesem stillen Wunsch des Mannes fügen, und auch die Wirtschaft spricht ein gewichtiges Wort mit, denn man erwartet für alle Modeindustrien einen gewaltigen Aufschwung von dem gesteigerten Stoffverbrauch und der Einführung so kostspieliger Gegenstände, wie es etwa Korsetts oder Straußenfedern sind.

Im Lippenstift-Kolleg

„Etwas mehr Farbe auf das linke Augenlid. So ist es schon besser." „Nehmen Sie den Stift fest in die Hand und fahren Sie mit raschem Strich über die Lippen!" „Legen Sie das Rot ganz leicht auf, am stärksten auf den Backenknochen, und verreiben Sie es dann langsam!" Solche Ermahnungen, von einer aufmerksam umherblickenden Dame erteilt, durchschwirren einen großen Schulraum, in dem etwa ein Dutzend junge Mädchen an einem langen Tisch sitzen; vor jeder befindet sich ein Spiegel und neben jeder steht ein Kästchen mit den notwendigen Schönheitsutensilien.

Wir befinden uns in einer Londoner Schminkschule, in der grade ein „Lippenstift-Kolleg" abgehalten wird. Die Erziehung eines modernen jungen Mädchens ist nicht vollständig, wenn sie nicht auch jene schwierigen Künste der Verschönerung erlernt hat, die heute für ein elegantes Auftreten so unbedingt notwendig sind. Und nicht jeder Evastochter ist die Gabe der geschickten Führung des Lippenstifts und der Puderquaste angeboren. Außer jungen Damen der Gesellschaft, die die Schule besuchen, werden hier auch angehende Schauspielerinnen und Filmdiven, Vorführdamen und Schönheitsspezialistinnen unterrichtet, die eine genaue Kenntnis aller dieser Dinge für ihren Beruf brauchen. Nach dem Kommando der Professorin, die, von einer Gehilfin unterstützt, den Unterricht leitet, setzen die geschickten Finger den Lippenstift an den Mund, um mit einem einzigen Zuge den schön geschwungenen „Liebesbogen" der Oberlippe zu vollenden. Lehrerin und Gehilfin gehen dann unter den Schülerinnen umher, um mit Wort und Tat Fehler zu verbessern und die kleinen Tricks zu zeigen, mit denen die beste Wirkung erreicht wird. Ebenso wird die Handhabung des Stiftes für die Augenbrauen, der Schminkfarben und des Puders gezeigt. Sind die praktischen Uebungen beendigt, dann versammeln sich die Studentinnen im Halbkreis um die Professorin, die ihnen neue Dinge vormacht und in gelehrten Ausführungen alles auseinandersetzt. Auch am „Phantom" wird unterrichtet, indem die Dame an einem Frauengesicht, das auf eine Papptafel gemalt ist, die vorschriftsmäßigen Verschönerungen vornimmt, und gewisse Punkte werden an einer Tafel mit bunter Kreide erläutert. Da erfährt man Näheres über die verschiedenen Farbtönungen, die an bestimmten Stellen und bei bestimmten Gelegenheiten zur Anwendung gelangen. Blonde, Rothaarige und Brünette erhalten besondere Anweisungen. Die Kurse dauern zwei, drei oder sechs Stunden, und während die Dame der Gesellschaft fast immer schon nach zwei Stunden das Notwendigste sich angeeignet hat, müssen Schauspielerinnen, die im Schminken für die Bühne oder den Film ausgebildet werden, mindestens sechs Stunden nehmen. Für die Lehrlinge der Verschönerungskunst gibt es noch Sonderkurse in der Maniküre, im Frisieren und all den anderen Methoden, mit denen man der Natur erfolgreich nachhilft.

Der Kampf gegen die Geisha

Wenn auch die Europäisierung in Japan so große Fortschritte gemacht hat und die Frauen sich immer mehr Rechte im öffentlichen Leben erobern, so ist es doch nicht gelungen, jenes so stark umhegte Vergnügungsbereich des Mannes zu erobern, in dem die Geisha waltet. Diese feingebildete und reichgeschmückte Freundin der Männerwelt, in der recht eigentlich die japanische Romantik für den Europäer verkörpert ist, behauptet sich als gefährliche Nebenbuhlerin der Gattin, die sie noch immer in die Enge des Hauses zurückdrängt, während sie bei allen männlichen Festen und Gesellschaften die Hauptrolle spielt.

In einem Aufsatz „Gattin oder Geisha" in „Westermanns Monatsheften" behandelt Maria Piper den Kampf der japanischen Frau gegen die Geisha, in dem sie von der fortschrittlichen Presse unterstützt wird, aber bisher nur geringe Erfolge errungen hat. Vor einem oder zwei Jahren wurde eine gesetzliche Verfügung erlassen, daß keine Geisha gegen ihren Willen vom Teehauswirt festgehalten werden darf. Gewöhnlich wird sie schon als Kind durch Zahlung einer Abfindungssumme an die Eltern dem Teehaus auf sieben bis acht Jahre verpfändet und dann sorgfältig ausgebildet. Die Wirte wissen aber die Mädchen in ihre wirtschaftliche Abhängigkeit zu bringen, denn ihr Erwerb, das Stundengeld, das sie im Teehaus für die Unterhaltung der Männer verdienen, wird gegen die Kaufsumme, die Ausbildung und die Garderobenvorschüsse verrechnet und durch „geschickte" Buchführung wächst ihr Schuldkonto so an, daß sie stets in Abhängigkeit bleiben, bis sie alt und verbraucht sind; es sei denn, daß der reiche Freund, der Traum ihrer Nächte, das Teehaus abfindet, indem er den Rest der Schuld mit gehörigem Zinsaufschlag bezahlt.

Die „Geisha-Väter" haben trotz des gesetzlichen Verbots, die Mädchen gegen ihren Willen festzuhalten, stets Helfershelfer zur Hand, um die Geflüchtete wieder einzufangen. Nur die besonders Begabten verdienen so viel, daß sie sich bald von dem „Vertrag" befreien können und als selbständige Geisha Star des Vergnügungsviertels werden. Die Geishas und die Maikos, Sängerinnen und Tänzerinnen, nehmen an den Festen im Teehaus teil; sie stehen entweder in einer dienstlichen Bindung zur Teehauswirtin, die die Schönsten als „Töchter" annimmt, oder sie werden von nahestehenden Geisha-Mutterhäusern nach Wahl des Gastgebers für den Abend engagiert. Die Geisha ist — das wird meistens nicht genügend berücksichtigt — zu keinem Liebesgewerbe verpflichtet. Die meisten erscheinen sehr stolz und unnahbar, aber in der Ungezwungenheit des Beisammenseins, unter Einwirkung des Reisweins und bei Mangel jeglicher moralischer Hemmungen läßt sie doch die Schranken, die sie selbst aufgerichtet hat, fallen, wenn der Richtige kommt oder der gehörige Preis gezahlt wird.

*

F. Handarbeiten zum Weihnachtsfest werden in reicher Fülle von der Zeitschrift „Neue Frauenkleidung und Frauenkultur — Frau und Gegenwart" abgebildet und beschrieben. Es ist eine Freude, aus den Geschenkpackungen, Papierarbeiten, Stickereien, Kinderspielsachen etwas zur Selbstherstellung auszuwählen, um damit anderen Menschen ein Geschenk zu machen. Die immer vielseitig ausgestattete Kulturzeitschrift bringt außerdem anregende Aufsätze: die Frage des Mädchenstudiums wird behandelt, die Bücher des Jahres werden besprochen und von der Kleiderwoche wird Neues gezeigt. Unseren Leserinnen liefert jede Buchhandlung oder der Verlag G. Braun in Karlsruhe i. B. ein Probeheft kostenlos. Vierteljahrsabonnement 4,80 Mark. Alle 14 Tage erscheint ein Heft.

F. 100 000 Franks Gehalt für eine Verkäuferin. Welche Bedeutung eine erste Verkäuferin in einem großen Pariser Modegeschäft hat und wie hoch sie bezahlt wird, ging aus einem Prozeß hervor, der dieser Tage vor der örtlichen Kammer des Pariser Gerichts verhandelt wurde. Fräulein Gray klagte auf Entschädigung wegen Vertragsbruches, und bei der Vernehmung ergab sich, daß sie zunächst mit 500 Francs den Monat angestellt war. Als sie dann zur ersten Verkäuferin aufrückte, erhielt sie einen Vertrag, der ihr für drei Jahre ein jährliches Gehalt von 100 000 Francs zusicherte, wobei noch eine jährliche Erhöhung vorgesehen war. Der Chef behauptete, daß sie sich gegen ihn unfreundlich benommen und Toiletten nach den Modellen der Firma angefertigt habe. Da sich aber herausstellte, daß sie als Verkäuferin Vorzügliches geleistet und viel zu dem jährlichen Umsatz der Firma von drei Millionen Francs beigetragen hatte, wurde ihr ein Schadensersatz in Höhe von 250 000 Francs zugebilligt.